

BIBLIOTEKA
Instytutu
Narodowego
Wiedzy
i Sztuki
33945 II

Schlands Erneuerung
für den Unterrichtgebrauch

UNIVERSITÄT
LEIPZIG
BIBLIOTEKA
Nr. 12 C 17729

Horst Wessel

Eines deutschen Helden Leben und Sterben

* 9. 10. 1907

† am 23. Februar 1930

Der deutschen Jugend dargestellt von E. Malitius

18. Auflage. 1941.



Sei mir gegrüßt, du starbst den Tod der Ehre! Horst Wessel fiel,
doch tausend neu erstehn. — Es braust das Fahnenlied voran
dem braunen Heere, SA. bereit, den Weg ihm nachzugehen.

Heinrich Handels Verlag, Breslau 1

D 023/14/09 - 9 -

Seine Jugendzeit.

Das Geschlecht der Wessel stammt aus dem Weserlande, vornehmlich aus dem Bezirk des heutigen Kreises Rinteln, wo es auch heute noch sitzt. Der Großvater Horsts war der Bahnhofswirt Georg Wessel in Hefisch-Oldendorf bei Hameln. Seine Frau war eine Tochter des Kantors Gishorn in Fuhlen. Ihr Sohn Ludwig wandte sich dem geistlichen Berufe zu. 1906 verheiratete er sich mit der Pfarrerstochter Louise Margarete Richter aus Aerzen. Ihr Sohn Horst wurde am 9. Oktober 1907 in Bielefeld geboren. Als er kaum 2 Jahre alt war, wurde der Vater nach Mühlheim-Ruhr und im Jahre 1913 nach Berlin versetzt, wo er als Pfarrer an der Nikolaikirche wirkte. Hier in der Nähe liegt die Jüdenstraße, in der die Familie im Hause Nr. 51/52 wohnte; hier verbrachte Horst seine Jugend. Als 1914 der Weltkrieg entbrannte, zog der Vater als Feldgeistlicher freiwillig mit ins Feld und leistete dem Vaterlande erst in Belgien, dann in Kowno im Hauptquartier des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, dessen persönlicher Freund er wurde, seine Dienste. Im Felde hatte sich der Vater ein Leiden zugezogen, an dessen Folgen er wenige Jahre nach dem Kriege im Krankenhaus starb.

Horst hatte noch zwei Geschwister, eine Schwester Inge und einen Bruder Werner. Alle drei besuchten sie die höhere Schule. Da Horst sehr begabt war und ihm das Lernen leicht fiel, hatte er viel Zeit für Spiel und Wandern. In der Klasse war er der Rädelsführer, der mit seinen Klassengenossen manchen Streich ausheckte. Im roten Berlin erlebte er die Revolutionswehen mit. Fassungslos stand er ihnen gegenüber, blieb aber von den marxistischen Ideen unberührt. In sein Tagebuch schrieb er: „Ich sympathisierte damals mit keiner Partei. Ich sammelte die Flugblätter von allen schön säuberlich und freute mich über das Geknalle und Geschiesse, das nie zur Ruhe kommen wollte.“ Durch Zufall wurde er mit dem nationalen Bismarckbund bekannt, dem er auch betrat und drei Jahre angehörte. Doch immer mehr mußte er feststellen, daß dieser nicht der Verband der revolutionären Jugend war. Er trat aus und ging zum Kampfbund „Wiking“, dessen Führer Kapitän Ehrhardt war, der sich durch seine Kämpfe in Oberschlesien, in München, im Ruhrgebiet und beim Kapp-Putsch einen guten Namen erworben hatte. Durch den Bund kam Horst auch zur sogenannten „Schwarzen Reichswehr“, in der er eine kurze militärische Ausbildung erhielt. Leider wurde der Wiking 1926 verboten und aufgelöst. Dazu kam, daß Kapitän Ehrhardt seine Ideale verriet und die Parole „Hinein in den Staat!“ ausgab. Damit war auch der Wiking für Horst erledigt. Er schrieb: „Ich selbst zog mich, um eine große Enttäuschung reicher, von allem zurück.“

Inzwischen war er auf die Universität gekommen und studierte Rechtswissenschaft. Er wurde Mitglied einer Studentenverbindung, in der er, trotz seines früher viermal gebrochenen rechten Armes, ein eifriger Fechter war. Eine Zeitlang ging er zum Studium nach Wien und kam dort mit der Organisation der NSDAP. zusammen, kehrte jedoch bald wieder nach Berlin zurück.

Horst Wessel wird Nationalsozialist.

Immer wieder unbefriedigt vom Inhalt seines Lebens, erlebte er 1926 die große Wendung. Unser Führer Adolf Hitler war im Frühjahr 1925 aus der Haft in der Festung Landsberg a. Lech wieder entlassen worden und fing sofort — ungebrochen an Körper und Seele — seine zerschlagene Bewegung von neuem an aufzubauen. Auch im roten, vollkommen verjudeten Berlin fanden sich Männer, die die Hakenkreuzfahne aufpflanzten und für die große Idee des Nationalsozialismus kämpften.

Horst Wessel saß in einer nationalsozialistischen Versammlung, sah die trübsigen Gesichter der SA-Männer in ihren braunen Uniformen und hing an den Lippen des aus seinem Herzen sprechenden Redners: „Unser Volk ist durch den jüdischen Marxismus in zwei Klassen zerrissen: die Bürger, die Proletarier. Das ist das große Unheil! Deshalb predigen wir: Tod dem Marxismus! Tod dem Klassenkampf! Und rufen Euch zu: Arbeiter der Stirn und der Faust, vereinigt Euch!“ Da wurden alle Saiten in der Seele Horst Wessels laut angeschlagen. Das war Geist von seinem Geist. Das war die rettende Liebe, das Heldentum der Tat, das Kämpfer erzieht, die den Kampf gegen alles Böse aufnehmen. So trat er in die Reihen Adolf Hitlers ein.

Im Spätherbst des Jahres 1926 kam Dr. Goebbels, der jetzige Minister für Propaganda, als Gauleiter nach Berlin. Der Führer hatte diesem Manne mit dem Feuergeiste die schwerste Aufgabe erteilt, aus dem verjudeten Berlin eine nationalsozialistische Hauptstadt zu machen, eine fast unmögliche Aufgabe. Aber als der „Nazidoktor“ das kleine Häuflein zum ersten Male um sich geschart hatte, da warf er ihnen das Feuer der Begeisterung in ihre Herzen.

Bald wurde Dr. Goebbels auf Horst aufmerksam, dem er trotz seiner Jugend sein ganzes Vertrauen schenkte. Er machte ihn zum Straßenjellenleiter. Horst fürchtete sich auch nicht, als Redner und Gegenredner, sogar in kommunistischen Versammlungen, aufzutreten. Damals fing er seine erste Rede mit folgenden Worten an: „Ich bin zwar noch sehr jung, aber wir sind es ja, wir, die auf lange Jahrzehnte hinaus die Not des Volkes zu tragen haben.“ Das Reden gelang ihm bald so gut, daß er neben dem Doktor der meist begehrte Redner im Gau Berlin war. Doch über alles ging ihm sein SA.-Dienst, den er mit seinem Bruder Werner zusammen bei der Standarte 4 im roten Norden Berlins tat. Bei allen schweren Kämpfen im Fischerkiez, der Hochburg des Kommunismus, im Wedding, bei der Schlacht in den Pharusssälen, im Märchenbrunnen und wohin der Kampf auch immer rief, — dorthin, wo Biergläser und Stuhlbeine flogen und die KPD. mit Dolch und Pistole arbeitete, Horst war dabei und stand seinen Mann.

Er war damals 20 Jahre alt.

Mit Sturm 1 nach Pasewalk.

Es war im Dezember 1928. Da erhielt der Sturmführer von Sturm 1 eines Tages den Auftrag, an einem Sonntag eine Propagandafahrt nach Pasewalk in Pommern zu machen. Im Morgengrauen stiegen

80 SA.-Männer auf Lastautos, auch Horst Wessel, und mit wehender Fahne und hellen Kampfliedern ging es ins Land hinein. In den Dörfern und Städten, die sie durchfuhren, steckten die Leute verschlafen die Köpfe aus den Fenstern, winkten begeistert oder drohten verbissen.

Horst war voller Erwartung für Pasewalk. Es mußte ihm zum großen Erlebnis werden, das wußte er. War es doch die Stadt, in der sein heißgeliebter Führer im letzten Kriegsjahr gasvergiftet und blind im Lazarett lag, hier hatte er die Nachricht von Deutschlands Zusammenbruch erfahren. Schrieb er doch davon in seinem Buche „Mein Kampf“, daß er nur zweimal in seinem Leben geweint habe, einmal beim Tode seiner Mutter und damals bei der Nachricht vom Tode seiner großen Mutter Deutschland. Horst wußte aber auch, daß hier der Führer durch Gottes Hilfe und die Kunst der Ärzte wieder sehend wurde, das blind gewordene Volk nun auch wieder sehend zu machen. An all das mußte Horst Wessel auf der Fahrt nach Pasewalk denken.

Da hörten sie plötzlich vor sich Heilrufe. Die Pasewalker SA. kam ihnen mit wehender Fahne entgegen. Alles abgesehen! Lachende Gesichter und Händedrücken. Wie steht's in Pasewalk? Da meldeten sie ihnen, daß mit der Bahn Berliner Kommune zur Verstärkung angekommen sei. Also werde es wohl einen heißen Tag geben. Die SA. stellte sich in Marschkolonnen auf, und mit Marschmusik und Kampfliedern ging es in die staunende Stadt. Reichlich zusammengezogene Landjäger begleitete sie bis zum Quartier im Schützenhaus. Die Lastautos wurden auf dem Marktplatz unter Bewachung stehen gelassen. Plötzlich stießen mehrere hundert Kommunisten gegen die Autos vor, um die Wachen zu überfallen. Lautes Brüllen und Schießen. Aber schon stürmte die Landjäger vor und trieb den wüsten Haufen auseinander. Da ging er zum Angriff auf das Schützenhaus vor, in dem sich die SA. verbarrikadiert hatte. Von allen Seiten wurde sie beschossen. Aber auch sie schoß aus ihren mitgebrachten Pistolen. Die SA. hatte schon mehrere Derwundete. Da kam die Landjäger und trieb die Kommunisten davon. Doch jetzt sollten sich auch die Hitlerleute ergeben. Die dachten aber nicht daran, sondern öffneten ein in der Nähe befindliches Tor; drohend richtete sich eine 7,5-Kanone gegen die Polizei. In einer Kiste hatte die SA. sie aufgestöbert; sie sollte einmal bei einem Kriegerdenkmal aufgestellt werden. Das war der Polizei zu bunt. Sie rückte ab, und die SA. freute sich des Sieges. Doch was kam denn da heran? Reichswehr aus der Stadtkaserne mit Karabinern und Handgranaten. Der Rittmeister forderte die SA. zur Übergabe auf. Da gab es kein Widersehen. Aber was sollte mit den Pistolen geschehen? Der Sturmführer hatte einen verwegenen Plan. Schnell ließ er alle Pistolen einsammeln, etwa 20 Stück. Er steckte dann die Hälfte zu sich, die andere Hälfte Horst Wessel, seinem Adjutanten, in Hosentaschen und unters Hemd. Dann stand die SA. in Linie und wurde von den Soldaten nach Waffen untersucht, nur die beiden Führer, die vor der Front standen, ließ man unbehelligt. Von Waffen war nichts zu finden, auch in den Räumen des Schützenhauses nichts. Das war fein gelungen. Aber der Rittmeister hatte auch beide Augen zugeedrückt. Er war selbst ein nationaler Mann. Nun galt es noch, der

Berliner Schupo eines Dizopolizeipräsidenten Juden Isidor Weiß ein Schnippchen zu schlagen; denn daß diese zum Empfang der Heimkehrer bereitstehen werde, war sicher. Deshalb fuhr der Sturmführer mit den Pistolen und den Verwundeten mit der Bahn. Die SA. wurde tatsächlich von den Autos geholt und einige Tage im „Kloster des St. Bernhard“, wie das Polizeipräsidium des Bernhard Isidor Weiß spöttisch von der SA. genannt wurde, eingesperrt, auch Horst Wessel. Als man keine Beweise gegen sie fand, wurden sie wieder entlassen.

Horst wird Sturmführer.

Nur sollte auch Horst Führer in der SA. werden. Er konnte sich einen Trupp wählen. So griff er ausgerechnet zum schwierigsten, zum 34. Trupp vom Friedrichshain, im Kommunistenviertel. Er ließ es sich nicht ausreden; denn gerade hier unter den verführten Volksgenossen zu wirken, erkannte er als seine Aufgabe. Am 1. Mai 1929 hatte er das kleine Häuflein von zwölf Mann in einem Gasthause zusammengerufen. Es waren noch ein paar Neugierige erschienen. Er sprach zu ihnen vom Wesen der SA. und ihrem Kampf um Deutschlands Rettung. Die Anwesenden konnten sich seinem Banne nicht entziehen. Sie schlossen sich ihm an, und es waren am Ende über 30 Mann. Jetzt ließ er ihnen keine Ruhe mehr. Täglich war er mit ihnen zusammen, drillte, schliff sie und hielt Schulungsabende ab. Manchmal murrten sie, aber gehorchten. So wuchs er mit ihnen in Kameradschaft zusammen. Immer neue holte er heran, nach einem Monat schon waren es 100 Mann. Deshalb erhob der oberste SA.-Führer den Trupp zu einem Sturm mit der Nr. 5 und Horst zum Sturmführer. Wie war er stolz darauf!

Wie das Horst-Wessel-Lied entstand.

Darüber sprach die Schwester, Inge Wessel, im Rahmen einer Veranstaltung der Funkstunde Berlin nach dem „8-Uhr-Blatt“ vom 2. 9. 1933: „Schon oft hatte der junge SA.-Mann Horst Wessel darüber nachgedacht, welches Lied man der „Internationale“ entgegensetzen könnte: Das Deutschland-Lied. Es paßte nicht in die heiße Atmosphäre dieser Art Versammlungen. „O Deutschland hoch in Ehren?“ Für dies Lied galt das gleiche, es waren Hymnen, aber keine Kampflieder. Auch das Ehrhardt-Lied kam nicht in Frage. „Noch ist die Freiheit nicht verloren“ — das war das Lied, das die SA. bis dahin immer gesungen hatte: „Die Sklavenketten sind für Toren, für freie Männer ist das Schwert. Noch ist die Freiheit nicht verloren, solange ein Herz es frei begehrt.“ Ein herrliches Lied, gewiß, aber Melodie und Text waren zu schwer für die große Masse, die doch mitsingen sollte!

Eines Tages, im März 1929, veranstaltete die Standarte IV, der Horst Wessel damals noch angehörte, einen Propagandamarsch vom Monbijouplatz durch den Osten Berlins. Der Marsch sollte auch über den Bülowplatz, am „Karl-Liebknecht-Haus“ vorbeigehen. Wie immer hielt Stan-

partenführer Breuer vorher eine kurze Ansprache an die SA.: „Die Kommunisten werden Störungsversuche unternehmen. Die SA. hält eiserne Disziplin. Die Marschordnung wird unter allen Umständen aufrecht-erhalten. Wenn wir angegriffen werden, dann — die Reihen dicht geschlossen . . .“ Da war es wieder. Das Wort geht Horst Wessel während des ganzen Marsches nicht aus dem Kopf — andere Bilder treten dazwischen — hoch flattern die Fahnen im Winde — durch alle Straßen geht der Marsch — wo ist das Lied, das wir brauchen, das Lied . . .

In dieser Nacht findet Horst keinen Schlaf. In einem einzigen Rausch schreibt er das Lied nieder. Bruder und Schwester wachen auf, leise klingen ein paar Akkorde aus dem Zimmer herüber, wo der Flügel steht . . . Horst ist noch auf.

Am nächsten Morgen liest er ihnen strahlend sein Lied vor:

Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen,
SA. marschiert mit mutig-festem Schritt,
Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
Marschier'n im Geist in unseren Reihen mit.

Die Straße frei den braunen Bataillonen,
Die Straße frei dem Sturmabteilungsmann!
Es schau'n aufs Hakenkreuz voll Hoffnung nun Millionen,
Der Tag der Freiheit und für Brot bricht an!

Zum letzten Mal wird nun Appell geblasen!
Zum Kampfe steh'n wir alle schon bereit!
Bald flattern Hitlersfahnen über allen Straßen,
Die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit!

Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen!
SA. marschiert mit mutig-festem Schritt,
Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
Marschier'n im Geist in unseren Reihen mit.

Nicht lange danach. Massenversammlung in der „Neuen Welt“. Wieder spricht Dr. Goebbels. Die Standarte IV und der inzwischen selbständig gewordene Sturm 5 mit seinem jungen Sturmführer Horst Wessel sammeln sich hinter dem Vorhang der Bühne, während unten im Saal die Standarte eines anderen Bezirks den Dienst versieht. Die SS.-Männer warten auf den Augenblick, wo „der Doktor“ seine Rede beendet hat. Noch ist der Beifall nicht verklungen, da rauscht der Vorhang in die Höhe und aus vierhundert jungen Kehlen schallt das neue Lied . . . Die Wirkung ist ungeheuer. Die letzte Strophe singen die Tausende bereits, gepackt und ergriffen, mit. Das Lied der deutschen Revolution war da!

Als die Standarte 4 und Sturm 5 von der großen Propagandafahrt nach Frankfurt a. O. am Abend des 26. Mai 1929 nach Berlin zurück-

kehren, da erklingt dies Lied zum ersten Male in den Straßen der Reichshauptstadt. Bald darauf tritt es seinen Siegeszug durch das ganze Reich an.

Horst wird Arbeiter.

Was sagte denn nun die gute Mutter zu Hause im stillen Heim in der Jüdenstraße, daß ihre beiden Söhne so ihren Heldenweg gingen? Denn auch Werner war Sturmführer in der SA. Beide kamen fast nie vor Mitternacht vom SA.-Dienst heim. Da saß die Mutter mit Inge, und beide lauschten mit bangen Herzen in die Nacht, bis die Treppen knarrten und der Schlüssel im Schloß sich herumdrehte. Da wurde ihnen leichter. Wieder einmal waren die Jungen gesund zurück. Aber die Mutter war eine tief verstehende, heldenhafte Frau. Sie kannte ihre Söhne am besten. Sie legte ihnen nichts in den Weg; denn sie wußte, sie müssen ihren Schicksalsweg gehen. Sie hielt auch Horst nicht davon ab, als er eines Tages seinen Koffer packte und ihr erklärte, daß er fortziehe, in ein Proletarierviertel, um Arbeiter zu werden. Wohl tat ihr das Herz weh, aber sie ließ ihn ziehen. So wohnte er jetzt unter Kommunisten in der Großen Frankfurter Straße. Im vierten Stock hatte er sich ein Zimmer gemietet. Erst fuhr er als Kraftwagenführer durch die vielen Straßen Berlins, jede Gelegenheit benutzend, um seine Berufskameraden oder seine Fahrgäste über unsere Weltanschauung aufzuklären. Aber das Autofahren befriedigte ihn nicht. Er wollte mit seiner Hände Arbeit sich sein Brot verdienen. Deshalb ging er zu den Schippern, die die Tunnel für die Untergrundbahnen bauten. Es fiel ihm zuerst nicht leicht, mit den andern Arbeitern Schritt zu halten. Seine Knochen und Muskeln schmerzten ihn. Aber er biß die Zähne zusammen und setzte es durch. Hart und schwierig wurden seine Fäuste.

Und nun werdet Ihr Euch fragen, warum tat er das? Warum gab er die Bequemlichkeit und Fürsorge in seinem mütterlichen Heim auf und nahm mit einer Proletarierwohnung vorlieb? Warum legte er Band und Mühe der Universität beiseite und ergriff Spaten und Hacke?

Der Führer hatte gesagt: Wir kennen nicht Proletarier, nicht Bürger, wir kennen nur Deutsche ohne Unterschied des Standes und der Herkunft. Es wird keiner mehr danach gewertet, wieviel Geld oder welchen Titel er hat, sondern welche Dienste er dem Vaterlande leistet. Es gibt keine Klassen mehr. Deshalb: Arbeiter der Stirn und Faust — vereinigt Euch!

Das bedigte auch Horst in seinen Versammlungen. Er stieg hinab zu den ärmsten Volksgenossen, darbtete und hungerte freiwillig, verzichtete auf jeden Luxus, weil ihm das Gewissen sagte: Du mußt so sein, wie du redest. Und doch rief ihm sein Inneres immer wieder zu: Es ist noch nicht genug! Es ist noch viel zu wenig! Du wohnst in einem schönen Heim, hast Bedienung, hast Geld; denn deine Mutter ist wohlhabend, hast deine guten Mahlzeiten. Weißt du aber, wie das ist, in einer Mietskaserne, in einer engen, dumpfen Wohnung zu leben, das Brot mit Margarine zu essen und nichts weiter zu kennen, als früh zur Arbeitsstelle, abends todmüde zurück — alles für kargen Lohn?

Diese Gedanken ließen Horst nicht zur Ruhe kommen. Er wollte ja ganzer Führer sein. Und das bedeutet: Nicht nur vorreden, sondern auch vorleben. Und so wurde er ein Mann der Tat. Im Gespräch mit einem Kameraden sagte er einmal: „Ich sage Dir, mit dem bißchen Opfermut ist's nicht getan; mit dem festen Willen, sein Blut herzugeben und sein Leben! Der Führer verlangt viel mehr von uns!“

So war das Göttliche in ihm wirksam, das ihn so und nicht anders sein und handeln ließ. Er wollte und mußte Beispiel sein für alle, für uns und auch für Dich, deutsche Jugend!

Das Gute und das Böse.

Es war schon immer so auf der Welt, daß das Böse das Gute vernichten will. Beide Kräfte sind tätig seit Anfang an. Und deshalb müssen sie wohl nach Gottes Weltenplan sein. Aber auch das ist nach Gottes Willen, daß das Gute nicht duldet, sondern daß es gegen das Böse kämpft. Der Nationalsozialismus ist das Gute, und sein Kampf ist der Kampf des Guten gegen das Böse!

So muß jeder echte Nationalsozialist denken und — handeln! So dachten und handelten Horst Wessel und seine Kameraden. Sie führten den Kampf fürs Gute gegen das Untermenschentum, wenn sie sich auch in ihrer Einfachheit und Bescheidenheit ihrer göttlichen Sendung nicht immer bewußt waren.

Wahlkämpfe über Berlin im November des Jahres 1929. Tag und Nacht waren unsere SA.-Männer unterwegs, um aufzuklären und Saalschuh auszuüben. Immerfort gab es Saalschlachten. Täglich Tote und Verwundete. Eines Nachts kam Horst mit seinen Getreuen nach Berlin zurück. Horst trug den rechten Arm im Braunhemd versteckt. In der vorangegangenen, furchtbaren Saalschlacht hatte er einen kräftigen Hieb mit einer Eisenstange bekommen. Noch konnten sie sich nicht zur Ruhe begeben; denn Horst mußte noch in der Nacht einen Bericht über die Kämpfe schreiben, damit er früh gleich in die Zeitungen kam. Sie begaben sich deshalb zu einem Kameraden, der eine Schreibmaschine hatte. Als Horst seine Zigarettenbox aus der Tasche zog, um sich eine Zigarette anzuzünden, fiel ein Pappkärtchen heraus. Auf ihm stand geschrieben: „Horst Wessel, nimm dich in acht! Tod dir und allen Faschistenhunden!“ Das war eine Warnung, von irgendeinem Kommunisten in Horsts Tasche geschoben. Aber war das nicht die Stimme des Schicksals?! Es wartete über ihm.

Aber nun lest den Bericht des furchtbaren Erlebnisses vom Kampfe des Guten gegen das Böse, wie ihn Horst in die Schreibmaschine diktierte: „Die Straßen Weißensees wimmelten von Menschen, an den Säulen riesengroße rote Plakate zur heutigen Massenkundgebung der Nazis. Lassen sich die verfluchten Hakenkreuzler überhaupt nicht einschüchtern? Seit Wochen heßt die ‚Rote Fahne‘ offen zum Mord, Tag für Tag Überfall auf Überfall der roten Horden — und dennoch marschieren die Nazis nicht nur am Karl-Liebknecht-Haus vorbei, sondern

wagen es auch, im stockroten Weißensee zur Versammlung zu rufen. Deutsche Arbeiter kommen von ihren Arbeitsstätten in ihrer Arbeitskluft mit hungerleerem Magen zu zweien und dreien, schreiten durch die roten Massen, die überall auf dem Antonplatz, in der Berliner Allee und in den dunklen Nebenstraßen sich stauen. In der Parkstraße werden der Sturmführer 17 und der Gruf* F. — beide in Zivil und ohne Abzeichen — von etwa zwanzig Kommunisten umringt und mit Schlagringen, Stöcken und Messern bearbeitet. SA.-Leute kommen zu Hilfe, hauen die schwer Verwundeten heraus, schleppen sie in den Saal.

Gruf L. vom 17. Sturm wird überfallen, als er am Antonplatz aus dem Autobus steigt; erhält von hinten kräftige Hiebe mit Stahlruten über den Kopf. Er bricht zusammen, rafft sich wieder auf, versucht zu fliehen, 50 Rote versperren ihm den Weg — er setzt sich mit den Fäusten zur Wehr. Plötzlich kommt ein Schupo an, der sofort gegen den Überfallenen einschreitet, ihn mißhandelt und verhaftet. „Dir werden wir schon helfen!“ schreit er. Durch einen Zufall konnten wir die Nummer des Beamten feststellen. Der ‚tüchtige‘ Beamte schleppte den schwer Verletzten auf die Wache; erst nach einer Stunde wird er zur Unfallstelle gebracht und notdürftig verbunden. Die SA.-Männer Hans F. und Karl P. werden in der Berliner Allee von etwa 40 Moskauknaben mit Messern überfallen; Hans F. erhält einen tiefen Stich in den Rücken. Mit Mühe und Not kann er in einen Hausflur flüchten. Die Roten drängen ihm nach. Nun zieht auch er sein Taschenmesser, wehrt sich, so gut er kann, bis er blutüberströmt zusammenbricht; die herbeieilenden Schutzleute schießen ihn und zwei verletzte Rote ins Krankenhaus.

Auf die Nachricht von diesem und anderen Überfällen zieht Staf** IV seine Leute zusammen und macht Miene, die Straße von dem Mordgesindel zu säubern, wobei ihm sofort ein Aufgebot der Schutzmannschaft entgegentritt. Staf erklärt den Beamten, daß er unter keinen Umständen mehr dulden werde, daß seine Leute einzeln von den roten Banden erschlagen und niedergetreten würden: wenn die Polizei das nicht könne, würde er selbst für Ordnung sorgen. Darauf erscheinen endlich starkbesetzte Lastautos der Polizei — die SA. kann also wieder in den Saal zurückgezogen werden. Dort sind inzwischen unsere Ärzte eingetroffen, die die zahlreichen Verwundeten verbinden.

Die Versammlung selbst wagte man nicht zu stören; unsere Redner konnten ruhig zu Ende sprechen. Zum Schluß macht Staf bekannt, daß sich inzwischen draußen Tausende von Roten angesammelt hätten — daß er aber nicht daran denke, diesen die Straße kampfslos zu überlassen. Dielmehr werde man sich zu einem Zuge zusammenschließen, mit wehenden Sturmflaggen hinausmarschieren. Der geschlossene Zug marschierte. Wohl schrien die Roten: ‚Berlin bleibt rot! — Schlagt die Nazis nieder! — Tod dem Faschismus!‘ Aber nichts geschah.“ —

* Gruppenführer.

** Standartenführer.

Das ist nur die Geschichte einiger Stunden. Doch aus solchen qualvollen und kampfreichen Stunden ist Euer Großdeutsches Reich gebaut worden. Denkt immer an die Opfer und werdet würdige Nachkommen; denn der Kampf mit dem Bösen wird auch für Euch bleiben

Bruder Werner tot.

Das Kampfsjahr 1929 ging zur Neige, Weihnachten stand vor der Tür. Da nahm einer frisch-fröhlichen Abschied im Pfarrhause auf der Jüdenstraße. Werner Wessel fuhr mit 18 jungen Leuten und ein paar Mädeln ins Riesengebirge zum Skilaufen. Die Mutter schaute trübe und besorgt darein; aber er fuhr. Sonntag früh waren sie in Hirschberg. Es war der Sonntag, an dem das Volksbegehren gegen den Youngplan, diesen Sklavenplan, unterschrieben werden sollte. Deshalb gingen alle erst zum Volksbegehren. Dann ging es über Giersdorf hinauf auf den schneebedeckten Kamm. Herrlich war das Gleiten auf den Brettern. Doch plötzlich erhob sich ein Schneesturm, zusehends wurde es dunkel. Sie mußten die Bretter abschnallen. Und nun begann ein Jagen ums Leben. Eiskristalle peitschten ihnen ins Gesicht, der weiche Schnee wurde immer höher. Auf einmal stand Werner mit zwei Kameraden und einem Mädeln allein da. Die andern hatte die Dunkelheit verschluckt. Die Lungen keuchten, die Beine hingen wie Blei am Körper. Werner drängte vorwärts. Nur nicht hinsitzen! Das bedeutete den Tod. Doch — es gelang ihnen nicht. Die Kräfte verließen einen nach dem andern. Wie träumend sanken sie in den Schnee und schlummerten hinüber in eine andere Welt. Eine Rettungsmannschaft wurde aus der Prinz-Heinrich-Baude abgeschickt. Sie fand die vier Toten. Auf Schlitten wurden sie in die kleine Holzkirche Wang gebracht.

Am 24. Dezember kam die Schreckensnachricht ins Pfarrhaus in Berlin.

Horst fuhr mit der Mutter und deren Schwester nach der Kirche Wang. Hier standen sie voll Schmerz vor den Toten, die noch wie lebend aussahen. Dann fuhren die Frauen wieder nach Berlin zurück. Horst blieb, weil er die Überführung auf der Bahn besorgen wollte. Doch die Erteilung der Erlaubnis dazu sollte Tage dauern. Da fuhr er nach Berlin, mietete sich einen Lastwagen und bat einen SA.-Mann seines Sturmes um Begleitung; zwölf Stunden fuhren sie über vereiste Straßen nach der Kirche Wang. Die Toten wurden eingesargt und aufgeladen, Horst saß am Steuer und fuhr seinen geliebten toten Bruder durch Nacht und Eis in die Heimat zurück. Mit Macht bekämpfte er die Müdigkeit. Stumpf und leer war es in seinem Kopfe. Am 28. Dezember senkten sie ihn ins Grab. Als der Pastor geendet hatte, sangen Werners SA.-Kameraden sein Lied, das er ihnen hinterlassen hatte:

„Du kleiner Tambour, schlage ein,
Kameraden, laßt die Banner wehen,
wir wollen nicht länger Knechte sein,
Alld Deutschland sieht ein Auferstehen!
Leb' wohl, leb' wohl, du stolze Zier,
Du Sturmsoldat von der Standarte vier!“

Schwester Inge wollte Horst mit sich ziehen. Aber er blieb, — blieb, bis alles sich verlaufen. Dann brach sein ganzer Schmerz noch auf, und über seine Wangen rannen heiße Tränen.

Horst auf dem Krankenlager.

Die Erschütterungen seiner Seele waren zu groß. Stumpf saß er in seiner Stube in der Frankfurter Straße, aß nicht und schlief nicht. Da warf ihn das Fieber hin. Die Wirtin Salm, die selbst Kommunistin war, kümmerte sich nicht um ihn. Im Gegenteil, sie stand mit den Roten in Verbindung und hezte unter ihnen zum Morde. Da kamen eines Tages einige Kameraden, und da sie ihn im Fieber fanden, ließen sie ihn keinen Augenblick mehr allein, sondern luden ihn auf ein Auto und fuhren ihn zu Mutter und Schwester. Unter ihrer fürsorglichen Liebe genas der Zweiundzwanzigjährige wieder. Das Jahr 1930 war angebrochen. In den ersten Tagen starb Inges Bräutigam an einer Grippe. Horst ver schwieg man es. Aber Mutter und Schwester trugen diesen neuen Schmerz wie Helden.

Nach vierzehn Tagen war er wieder hergestellt. Seine Mutter schmiedete schöne Pläne für ihn, und er schien auch ganz damit einverstanden. Er sollte auf Reisen gehen. Doch vorher wollte er in Berlin abschließen. Deshalb ging er zuerst auf die Gaugeeschäftsstelle in der Hedemannstraße, dann fuhr er zu seiner Stube. Die Kommunistin Salm warf ihm einen giftigen Blick zu. Er wollte packen. Doch da sanken seine Arme herab. Sollte er jetzt im größten Kampf seine Kameraden, seinen Sturm V, der sein Werk war, verlassen? Wäre das kameradschaftlich gedacht? Ginge er nicht wieder zur Bequemlichkeit zurück, er, der Arbeiter? So wuchs in ihm der Entschluß, zu bleiben. Das war sein Schicksal. Es schritt zur Vollendung.

Rotmord handelt.

Inzwischen kamen zwei bekannte Frauen zu Horst, die ihn sprechen wollten. Da hörten sie eine Tür knallen: Die Kommunistin Salm ging weg. Ging weg, um die Mörder zu holen.

In der Kommunistenkneipe zum Bären auf der Dragonerstraße saß die rote Gesellschaft bei Schnaps und Bier beisammen, rauchte, spielte Karten und schmiedete Mordpläne. Denn ihre Führer hatten ungehindert die Parole veröffentlicht: „Schlagt die Nationalsozialisten, wo ihr sie trefft!“ In den Kreis dieser Mörder trat jetzt die Salm und gab Bericht von Horst. Ein Judenmädchel Else Cohn war auch da. Sie drang darauf, daß die Mordtat sofort begangen würde. Kupferstein — auch ein Jude aus Warschau —, der Führer der Roten, habe es so angeordnet. Sie gingen noch in eine andere Kneipe, dort saß ein berühmter Bluthund, Ali Höhler mit Namen. Er war schnell dafür. Ali ging mit einigen hinauf, die andern standen unten Schmiere. Die Salm öffnete. Sie gingen in die Küche und zögerten wieder. Da war die Jüdin Cohn wieder da

und hegte. Ihr ganzer jüdischer Haß kam zum Ausbruch. Sie entschickerten ihre Pistolen und schlichen an die Tür. Die Jüdin klopfte an. Sie hörten drin Horst Wessels Stimme: „Herein!“ (Bericht des „Angriff“ vom 19. Januar 1930.) Er kam und öffnete selbst. Da funkelte ihm ein Revolver vor den Augen. Ein Schuß krachte — und Horst lag in seinem Blute. In den Mund hatte er ihn geschossen. Drei Burschen drangen ins Zimmer, hielten die beiden Frauen, die zitternd vor Schreck in der Ecke standen, im Schach und durchsuchten etwa fünf Minuten lang das Zimmer, während Horst wehrlos und röchelnd dalag und ein Strom von Blut aus dem Munde quoll. Endlich verschwanden die Mörder unter Mitnahme einiger Gegenstände, und nun erst war es den beiden möglich, Hilfe herzubringen. SA-Kameraden überführten ihn ins Krankenhaus Friedrichshain. Er wurde sofort in das Operationszimmer gebracht. Der Schuß hatte schreckliche Verheerungen angerichtet. Die Zunge war zerrissen, der Oberkiefer zertrümmert, die Schlagader durchschossen, die Kugel steckte hinten im Kopf. Horst hatte zwei Liter Blut verloren. Bei der Operation konnte er nicht betäubt werden. Welche ungeheuren Qualen mußte er aushalten! — Das war am 14. Januar. Als er am 15. noch lebte, wunderten sich die Ärzte und hatten Hoffnung. Noch am selben Abend kam die schwergeprüfte Mutter mit Inge, sie wurden nicht vorgelassen. Aber er verlangte nach der Mutter und nach Dr. Goebbels, und so erlaubte man es doch nach langem Drängen. Aufgerichtet lag er in den Kissen. Nur mühsam konnte er den Arm heben. „Wir müssen aushalten!“ Dabei schaute er den Doktor lange an. Dann begannen seine Augen zu zucken: „Wir sind, glaube ich, noch nötig!“ Und dann voll unendlicher Dankbarkeit: „Ich freue mich!“ Dr. Goebbels drückte ihm nur fest die Hand und legte ihm einen kleinen Weilchenstrauß aufs Bett. Dann verließen sie ihn wieder. Dr. Goebbels schrieb damals: „Es war einer der erschütterndsten Augenblicke, die ich je erlebte. Ich werde das nie vergessen; und ich meinte, ich müßte Euch allen das sagen. Darum schreibe ich diese Zeilen. Die Mörder? Sie müssen zu Brei und Brühe geschlagen werden! Das ist das Einzige, was ich den ganzen Nachmittag nur denken kann. Wird er uns erhalten bleiben? Wir glauben es, wir hoffen es, wir zittern darum. Das andere würde uns unfaßbar sein.“

So zitterten alle Nationalsozialisten um sein Leben, und voll banger Sorge lauschten sie auf die Nachrichten aus Berlin: Wie geht es Horst Wessel?

Der letzte Kampf.

Horst Wessel kämpfte fünf Wochen mit dem Tode. Auf und ab ging es mit ihm. Aber er hatte den Willen zum Leben. Er saß meist im Bett, sprach auch öfter. Alle dachten sie an ihn und schickten ihm Geschenke, besonders Blumen. Wie leuchteten seine Augen! Einmal hatte er eine besondere Freude. Dr. Goebbels war wieder bei ihm. Da tat sich die Tür auf: draußen auf dem Gang gingen die Leute seines

Sturmes vorbei. Mit erhobener Hand grüßten sie herein, mit einem Blick voll Liebe und Treue.

Die roten Bestien aber gaben sich noch nicht zufrieden. Als sie hörten, daß Horst immer noch lebte, drangen sie ins Krankenhaus und wollten Bomben ins Krankenzimmer werfen. Aber noch war SA. rechtzeitig zur Stelle, so daß sie das Gesindel wieder hinaustrieb. „Nazi verreckel!“ brüllten sie und zogen ab.

Am Donnerstag wurde Dr. Goebbels plötzlich wieder zu ihm gerufen. Als er ins Auto stieg, sprang ein SA.-Mann aufs Trittbrett: „Doktor, man sagt, daß eine Blutübertragung nötig sei! Kann ich das nicht sein? Ich bin ganz gesund, war nie krank im Leben — all mein Blut will ich ihm gerne geben!“ („Angriff“ 27. Februar 1930.) Die Blutvergiftung, die man befürchtet hatte, kam. Man war sich darüber klar, daß nur noch geringe Hoffnung bestand.

Dr. Goebbels durfte für einen Augenblick zu ihm. Horst wußte noch nichts vom Ernst seines Zustandes. Aber als ahnte er es dumpf, bettelte er: „Gehen Sie nicht weg!“ Da tröstete er ihn: „Sie dürfen nicht den Mut verlieren. Das Fieber geht auf und ab. Auch die Bewegung lag zwei Jahre im Fieber, und trotzdem ist sie heute stark und gesund.“ „Wiederkommen!“ flehten seine Augen, seine Hände, seine heißen, trockenen Lippen, als der Doktor gehen mußte. Im „Angriff“ stand: „Sonabend früh. Sein Zustand ist hoffnungslos. Der Arzt gestattet keinen Besuch mehr. Der Todwunde rast in Fieberphantasien. Er erkennt schon seine eigene Mutter nicht mehr. — Sonntag früh um 6,30 Uhr gibt er nach schwerem Kampfe seinen Geist auf. Als ich nach zwei Stunden an seinem Totenbett stehe, kann ich gar nicht glauben, daß das Horst Wessel ist. Sein Gesicht ist wachsgelb, die Wunden sind noch verdeckt mit weißem Verband. Schwarz stehen auf dem schmalen Kinn die Stoppeln. Die Augen sind halb offen und starren gläsern ins Leere, in die Unendlichkeit. Mitten unter Blumen, weißen, roten Tulpen und Delichen liegen schmal und kalt die müden Hände.“

„Horst Wessel ist hinübergewandert. Nach Kampf und Streit liegt hier stumm und regungslos das, was sterblich an ihm war. Aber, ich fühle es fast körperlich sicher: sein Geist stieg auf, um mit uns allen weiter zu leben. Er hat es selbst geglaubt und gewußt; er gab dem hinreißenden Ausdruck: er ‚marschiert in unsern Reihen mit!‘“

Das System.

Nicht genug, daß Horst Wessel ein Opfer dieser roten Republik geworden war, einer Republik, in der ein Deutscher in seiner eigenen Wohnung vor den Mordbänden nicht mehr sicher war, so zeigte dieses jetzt vergangene System seine ganze Niedertracht auch dem Toten gegenüber noch einmal.

Der Tote sollte nach Hause gebracht werden. Seine Kameraden begleiteten ihn. Doch den Getreuen folgten zwei Lastwagen schwerbewaff-

neten Schupos. Wie einen gefährlichen Mordbrenner ließ die Behörde den Toten heimgeleiten.

Im Pfarrhause Trauer über Trauer. Wieder barg das braune Zimmer einen lieben Toten. Inzwischen wollte die Gauleitung für eine würdige Beerdigung sorgen. Doch da zeigte sich ihnen wieder das Gesicht des Systems: Alles wurde abgeschlagen. Wie ein Verbrecher sollte er eingesperrt werden. Da raffte Schwester Inge alle Kräfte zusammen und machte sich auf den Weg. Zunächst ins Innenministerium. Keiner wußte oder wollte Rat wissen. Sie fuhr zum Landtag. Da hatte die schwarz-rote Mehrheit eben gegen jede Ehrung gestimmt. Man wies sie zum roten Polizeipräsidenten Zörgiebel. Der sagte lächelnd seine Hilfe zu. Doch wies er sie noch zu einem ebenso roten Regierungsrat, um sie los zu sein. Aber hier erfuhr sie, daß nur sieben Trauerwagen folgen dürften. Mit tiefem Groll im Herzen verließ sie die Vertreter des Systems. Da dachte sie an Hindenburg. War er doch einst der persönliche Freund ihres verstorbenen Vaters. Er würde helfen! Sie ging nach seinem Palais. An Wachleuten, Dienern und Beamten schob sie sich vorbei und stand vor Staatssekretär Meißner, einem Mitarbeiter Hindenburgs. Sie verlangte entschieden, zum Reichspräsidenten geführt zu werden. Er sei auf keinen Fall zu sprechen, er habe wichtige Geschäfte. Sie ließ sich nicht abweisen. Da wurde einer der anwesenden Herren geradezu böse und sagte: „Ich frage Sie ernsthaft, Gnädigste, wollen Sie denn einen Bürgerkrieg?“

Diese Frage, Ihr jungen Leser, sagt Euch alles.

Mutig wie eine Heldin stand Inge da und entgegnete voll Trotz: „Die deutsche Jugend wird meinem Bruder Horst doch das letzte Geleit geben trotz aller Verbote. Und wenn die hohe Polizei sie mit Gummiknüppeln zu Boden schlägt und mit Maschinengewehren niederknallt — so werden für jeden Gefallenen zehn andere dastehen!“ Sie ging. Am nächsten Morgen war sie wieder in Zörgiebels Amtszimmer. So wurde das arme Mädchen hin und her gehetzt, das Herz voll Trauer über drei liebe Menschen, die sie innerhalb weniger Wochen hatte verlieren müssen.

Hier sagte man ihr endgültig, was erlaubt sei: Sieben Autos dürfen hinter dem Sarge fahren, sonst nichts!

Horst Wessel fährt zu seinem Bruder.

Am 1. März 1930 war die Beerdigung. Die Sturmführer der 4. Standarte hoben den Sarg auf die Schultern. Da drang plötzlich Polizei ins Zimmer. Der Polizeileutnant verlangte in barschem Tone, daß Hakenkreuzfahne und Mütze vom Sarge verschwänden. Da stellten sich die Sturmführer vor ihr Heiligtum. Niemand sollte es wagen, es anzurühren. Heftige Worte fielen. Jetzt trat Inge dazwischen und wies die Polizei hinaus. Hier im Hause habe ihre Mutter zu bestimmen. Nun

ließ Inge den Sarg dicht mit Kränzen belegen und diese mit Draht an den Sarg schnüren, so daß von der Fahne nichts mehr zu sehen war. So wurde der Sarg auf den Wagen geschoben, und so ging es hinaus auf den Nikolaifriedhof.

Und nun lest alles mit doppeltem Bedacht, Ihr jungen Deutschen, und schreibt es Euch fest in Eure jungen Seelen: So wurde ein deutscher Held begraben, und so sah das System aus, vor dem Euch unser Führer Adolf Hitler gerettet hat.

Trotz aller Verbote hatte sich eine ungeheure Menge Menschen eingefunden und umsäumte die Straßen auf dem halbstündigen Wege vom Trauerhause bis zum Friedhof. Die berittene Polizei wollte sie auseinanderreiben. Aber sie wichen nicht. Lieber tot, als die Schmach erleiden, dem treuesten Kameraden nicht die letzte Ehre erweisen zu dürfen. Jetzt fuhr der Zug über den Bülowplatz an dem Karl-Liebknecht-Haus, der Hochburg der Kommunisten, vorbei. Das Untermenschentum hatte sich zu Tausenden versammelt — Polizei war kaum zu sehen —, ein wüster Lärm brach los, wildes Gegröhle setzte ein, die „Internationale“ wurde gesungen. Steine sausten auf den Leichenwagen Schüsse krachten. Ja, man versuchte sogar, den Wagen mit den nächsten Angehörigen des Toten umzustürzen. — Und das alles mußte eine vor Schmerz gebeugte Mutter mit erleben! Könnt Ihr Euch denken, daß es etwas Grausameres gibt? —

Da ist man endlich auf dem Friedhof. Er ist polizeilich gesperrt; denn er ist von Abordnungen überfüllt, SA.-Abordnungen aus München, Hamburg, Leipzig, Nordachsen und Lübeck. Auch Vertreter fremder Verbände waren da. Über allen wehten ungezählt die Sturmflaggen und Standarten. Während draußen vor der Friedhofsmauer der vertierte Pöbel unter Duldung der Polizei gröhste, sprachen am Grabe die Pfarrer von St. Nikolai und der damalige Oberste SA.-Führer Hauptmann von Pfeffer. Im Namen des erkrankten Führers legte er einen Kranz nieder, auf dessen Schleife stand: „Dem toten Kameraden, Adolf Hitler.“ Als letzter sprach Dr. Goebbels.

Tief senkten sich die Flaggen und Standarten zum letzten Gruß, und über den Friedhof erklang es: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit —“

Tränenlos vor übergroßem Schmerz hatte die Mutter am Grabe gestanden. Sie sah alles wie im Traum und hörte die Worte wie aus einer anderen Welt.

Nie wollen und dürfen wir vergessen, was diese deutsche Mutter erlitt, erlitt für uns alle. Deshalb wollen wir uns in Ehrfurcht vor ihr neigen und ihr das sagen, was Baldur von Schirach in die tiefen Worte sagte: „Wir legen ihr das letzte Kind in ihres Hauses Halle und sagen: D e i n e S ö h n e s i n d w i r a l l e !“

Für Euch!

Am 24. Februar 1930 gab Dr. Goebbels „Anordnungen zum Tode unseres Kameraden Horst Wessel“ heraus. Die vierte dieser Anordnungen lautete: „Es wird den Eltern anheimgegeben, ihre Kinder dazu anzuhalten, beim Gebet das Schicksal zu bitten, die ganze deutsche Jugend mit dem Opfergeist unseres Kameraden Horst Wessel zu erfüllen.“

Deutsche Jungen und Mädchen, seid heut und für alle Zeiten dieser Worte eingedenk. Ihr seid die Zukunft, sie soll nationalsozialistisch bestimmt sein. Deshalb schaut immer auf unsern großen Führer. Auch Ihr werdet kämpfen müssen; denn der Kampf wird immer bleiben. Seid auch Ihr zu jedem Opfer bereit und betet zu Gott: „Herr, laß uns nie feige werden!“



(Scherls Silberbienst, Berlin)

Horst Wessels Grabmal auf dem Nikolai-Friedhof in Berlin



9 3945 II

Die erste Auflage dieses Leseboc

Bresmer & Wunth, Breslau

Nie pożyczaj się do domu

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
GDAŃSK

CU 1712